

Rom: Kurzpredigt zu Joh. 21, 15-19 und eine Petrusgeschichte

Einleitung

„Dove vai?“, fragt der Franziskaner in der Geschichte von Andreas Köhler-Andereggen, die wir gleich anschliessend hören werden. „Dove vai?“, „wohin gehst du?“ oder auf lateinisch: „Quo vadis?“ Das erinnert an den gleichnamigen Monumentalfilm, der von der Christenverfolgung durch den Kaiser Nero und dem Brand Roms handelt.

Rom ist die letzte Destination der imaginären Reise, die wir in unserer diesjährigen Sommerreihe auf den Spuren des Apostels Petrus unternehmen. Die Reise hat uns an verschiedene Orte im Mittelmeerraum geführt, die nicht nur theologisch, sondern auch touristisch interessant sind: der Kurort Kapernaum am See Genezareth, Caesarea Philippi im Quellgebiet des Jordan, Jaffa, der alte Hafenort am Mittelmeer und schliesslich Jerusalem, die Heilige Stadt.

Dort, in Jerusalem, gab es am letzten Sonntag eine Überraschung: Petrus verschwand. Er „verschwindet“, hiess es in der Predigt, „aus dem Gefängnis, und dann verschwindet Petrus aus Jerusalem, ja sogar aus der Apostelgeschichte“ und somit aus der Bibel.

Quo vadit, wohin geht Petrus nach seinem Verschwinden? Die Legende erzählt, er sei bis nach Rom gekommen und dort, bei den schon erwähnten Christenverfolgungen, auf dem Kopf gekreuzigt worden. Er selber sei es gewesen, der diese Kreuzigungsart angeordnet habe gemäss einem geheimen Wort von Jesus, das lautet: „Wenn ihr nicht das Obere wie das Untere macht, so werdet ihr das Reich Gottes nicht erkennen.“

Wie weit diese Legende den historischen Tatsachen entspricht, wissen wir nicht. Es gibt eine Stelle in der Bibel, die darauf hinweist, dass Petrus tatsächlich das Martyrium erlitten hat. Auch hier, in der heutigen Lesung aus dem letzten Kapitel des Johannesevangeliums, steht die Welt gleichsam Kopf: Der Lebensentwurf des Petrus ändert sich diametral, ein anderer, nicht mehr er selbst weist ihm fortan den Weg.

Lesung: Joh. 21, 15-19

15 Als sie nun gegessen haben, sagt Jesus zu Simon Petrus: Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich mehr, als diese mich lieben? Er sagt zu ihm: Ja, Herr, du weisst, dass ich dich lieb habe. Er sagt zu ihm: Weide meine Lämmer! 16 Und er sagt ein zweites Mal zu ihm: Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich? Der sagt zu ihm: Ja, Herr, du weisst, dass ich dich lieb habe. Er sagt zu ihm: Hüte meine Schafe! 17 Er sagt zum dritten Mal zu ihm: Simon, Sohn des Johannes, hast du mich lieb? Petrus wurde traurig, weil er zum dritten Mal zu ihm sagte: Hast du mich lieb?, und er sagt zu ihm: Herr, du weisst alles, du siehst doch, dass ich dich lieb habe. Jesus sagt zu ihm: Weide meine Schafe!

18 Amen, amen, ich sage dir: Als du jünger warst, hast du dich selber gegürtet und bist gegangen, wohin du wolltest. Wenn du aber älter wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürtet und führen, wohin du nicht willst.

19 Das aber sagte er, um anzudeuten, durch welchen Tod er Gott verherrlichen werde. Und nachdem er dies gesagt hatte, sagte er zu ihm: Folge mir!

Predigt

„Gürte dich und binde deine Sandalen“, sagte der Engel zu Petrus in der Lesung vom letzten Sonntag. Dann führte er ihn hinaus aus dem Gefängnis. Heute nun heisst es, ein anderer werde Petrus gürtet. Und der Weg, den er zu gehen hat in der Nachfolge jenes anderen, führt nicht in die Freiheit, sondern ans Kreuz.

Ursprünglich hatten die Worte in Vers 18 nicht so einen drastischen, sondern einfach einen realistischen Sinn. Jesus bezieht sich hier auf ein antikes Sprichwort, das in etwa so gelautet haben muss: „In der Jugend geht man frei, wohin man will; im Alter muss man sich führen lassen, wohin man nicht will.“ (nach Bultmann)

Wie wahr dieses Sprichwort auch heute noch ist, hat die Bibelwerkstatt zu unserem Text am vergangenen Mittwoch gezeigt. Jemand sagte: früher wäre er in zwei Minuten beim Pfarrhaus gewesen, heute brauche er zwanzig; jemand anders sagte: der Ort, wo sie nicht hingehen wolle, das sei ganz konkret das Altersheim.

Eine Frau sprach vom *Brösmele*: Im Alter fange alles zu *brösmele* an. Aber das habe eben auch seinen Sinn.

Nur: Was soll der Sinn vom *Brösmele* sein?

Was, um die Fragestellung noch aufzuweiten und zuzuspitzen, soll der Sinn des qualvollen Todes von Jesus und Petrus am Kreuz sein? Der Sinn der Opfer der Hungerkatastrophe am Horn von Afrika, der Opfer der Aufstände in Libyen und Syrien, der Opfer des Tsunamis in Fukushima? Der Sinn der 77 Opfer der Massaker von Oslo und Utoya?

Was soll der Sinn des Sterbens von Herrn S. sein, der vor wenigen Wochen 65-jährig den Spätfolgen des Asbests am Arbeitsplatz zum Opfer gefallen ist?

In den ganz dunklen Zeiten seines Lebens hörte Herr S. immer wieder das Lied „Über sieben Brücken musst du gehen“. Der Refrain des Lieds lautet: „Über sieben Brücken musst du gehen / sieben dunkle Jahre überstehn / sieben Mal wirst du die Asche sein, / aber einmal auch der helle Schein“.

7 Brücken sind es, über die das Leben von Herrn S. führte. 3 Fragen sind es, die Petrus zu beantworten hat. „Liebst du mich?“, fragt ihn Jesus, einmal, zweimal, dreimal, so oft, wie Petrus ihn verleugnet hatte nach seiner Verhaftung.

Die Drei hat indessen, wie die Sieben, noch eine andere, eine symbolische Bedeutung. Oft in den Märchen hat die Heldenfigur drei Taten zu vollbringen. In der Liturgie wird das Kyrie und das Sanctus dreimal gesungen. „Du musst es dreimal sagen“, heisst es in Goethes Faust.

Die Dreizahl zeigt an, dass es sich um einen feierlichen Akt handelt. Die drei Fragen scheinen eine Art Initiationsritus zu sein, eine Ordination, eine Einsetzung. Petrus soll fortan die Schafe Christi hüten.

In seinen Gleichnissen spricht Jesus vom verlorenen Schaf, dem der Hirt nachgeht, bis er es findet. Dieses Suchen des Verlorenen ist die Grundbewegung im Leben und Lehren Jesu: Er ist in Kontakt mit Zöllnern und Sündern, Kranken und Unreinen. Er preist die Armen und die Armen im Geiste selig. Er verkündet die Zuneigung Gottes zu allem, was der göttlichen Wirklichkeit fremd und fern zu sein scheint.

In diese Grundbewegung ist Petrus hineingenommen. Sein Leben hat sich verändert, seit er aufgebrochen war, um Jesus nachzufolgen. Er hat ziemlich viele Fauxpas gemacht, hatte oft kein Gespür für den geeigneten Moment, das stimmige Mass, die Grenzen seiner Kräfte.

Den tiefsten Punkt erreichte seine Karriere, als er Jesus verleugnete. Doch sein Versagen lässt Petrus reifen. Als Jesus ihn in unserer heutigen Lesung fragt, ob er ihn mehr liebe als diese ihn lieben, antwortet er nicht: Ich liebe dich mehr als die anderen dich zu lieben vermögen. Er sagt nur: Du weisst, dass ich dich liebe. Petrus ist demütig geworden. Er hat die drei Fragen beantwortet, er hat die sieben Brücken überschritten. Nicht mehr sein Ego leitet nun seine Schritte, es ist ein anderer, es ist Christus-in-ihm, der ihn fortan führt.

Die Legende bringt diese Umkehr mit dem drastischen Bild des kopfüber gekreuzigten Petrus zum Ausdruck. Indessen gibt es, glaube ich, auch sanftere Formen der Umkehr. Nicht jeder, der Jesus nachfolgt, landet am Kreuz. Was aber uns allen blüht, ist das *Brösmele*: Zerfall des Körpers, Verlust des Gedächtnisses. Früher

oder später bröckelt jede Fassade und auch jede Substanz, jeder Fels bröckelt, bis zu jenem Punkt, wo er als Staub zum Staub zurückkehrt.

Das ist eine Entwicklung, die niemand will. Man wehrt sich dagegen, solange man kann. Doch über dem Weg, den jeder von uns zu gehen hat, steht die Verheissung des Petrus. Sie lautet: Wenn das Ego, das kleine Ich zerbröselt, wird es durchlässig für das grosse ICH BIN Jesu Christi. Er ist das Licht, das aufstrahlt, wenn ich zur Asche werde am Tag, an dem das siebte Siegel geöffnet wird und die siebte Posaune erschallt und ich die siebte Brücke überschritten habe.

Zürich-Saatlen, 21. August 2011
Andreas Fischer

Brücken in einer kopfstehenden Welt – Eine Petrusgeschichte

„Puhh, red doch nicht so ´nen Quatsch“, grummelte Peter in seinen Bart. „Psst!“ kam von seiner Frau. „Jetzt wird er uns gleich erzählen...“ „Psst“ machte seine Frau ein weiteres Mal und gab ihm einen Ellbogenstoss in die Rippen. „Geschlagen und stumm gemacht“, dachte Peter. „Was für ein Martyrium ich auf mich nehme.“ Zumal er nicht hier sein wollte, mitten in Rom, mitten im Sommer. Doch da Maria Viappia, Turnerkollegin und beste Freundin seiner Frau, auf die Pfarreise „Petrus Spuren in Rom“ nicht allein fahren wollte, war er mit seiner Frau halt mitgefahren. Peter beneidete Marco, den Mann von Maria, der im Geschäft, so hiess es, unabkömmlich war. Das konnte Peter als Frührentner nicht bieten. Und so stand er in den Katakomben und hörte einem jungen Priesteramtskandidaten aus Oberbayern zu, der offensichtlich mit Petrus persönlich im Sandkasten gespielt hatte, so gab er sich zumindest. Er schien sehr von sich und seinem Wissen überzeugt. Oder vielleicht war er das auch gerade nicht und redete daher umso deutlicher. Peter beschloss, sein Martyrium fortzusetzen, stumm und geschlagen mitzugehen, und aus Protest einfach nicht zuzuhören. Überhaupt war er ja sowieso reformiert, obwohl Kirche ja eh nicht mehr wie früher war. Allenthalben war in den Zeitungen zu lesen, dass sie jetzt sogar Kirchen in Zürich schliessen würden. „Sollen sie doch nur,“ dachte er, „solange es nicht meine Kirche ist, in der ich konfirmiert wurde und geheiratet habe.“ Und nach einem Seufzen dachte er: „Ach, die Welt steht doch Kopf.“ Peter trottete der Gruppe hinterher und hielt dabei Abstand, ausser Reichweite von „Psst“ und Ellbogen. „Die Welt steht Kopf“, murmelte er wieder, „meine Welt steht Kopf.“ Als Bild sah er vor sich die vorgedruckte Karte der Direktion, die er bei seiner Frühpensionierung erhalten hatte. Hätten sie ihm doch lieber einen Tritt in den Hintern gegeben. Wäre ehrlicher gewesen, statt hohle Phrasen über Dank und Verdienste und weiterem Blablabla. Lieber ein klares: „Wirst nicht mehr gebraucht, bist ein Auslaufmodell ohne Recyclingwert. Braucht jetzt andere Köpfe, die brav dem Vorstand und der Direktion zunicken.“ „Die Welt steht doch einfach Kopf“, dachte er wieder, „steht Kopf und hat mich dabei von ihr heruntergeschüttelt. Lebe jetzt auf dem Mond, weiss nicht, wie ich zurück auf die Welt komme.“ Nein, er wollte nicht hier in Rom sein. Wollte eigentlich in seine Welt zurück, doch weil die Kopf stand, fand er keinen Halt. Insgeheim, dass wusste er schon, insgeheim hatte er gehofft, dass diese Reise etwas Neues bringen könnte. Er wieder den ersten Schritt wagen könnte in etwas Neues, in einen neuen Sinn. Neues Vertrauen finden ins Leben, in sich, in andere. Und er hatte den Schritt gewagt, hier auf die Pfarreise, doch nun schien er unterzugehen. Immer tiefer schien es ihn hinunterzuziehen. War in den Katakomben von Rom gelandet, mit einem neunmalklugen Priesterkandidaten aus Oberbayern. Doch, wo war der eigentlich geblieben und seine Frau und die anderen aus der Gruppe? Peter war so langsam gegangen, dass die anderen definitiv an einem anderen Ort waren. Licht war zwar an da unten, wo er stand, aber ob er nun rechts oder links gehen sollte, da hatte er keine Ahnung. Er hörte die anderen auch nicht mehr. Peter fing an zu schwitzen, holte sein Taschentuch heraus, wischte sich über seine Stirnglatze. Er hatte überhaupt keine Ahnung, welcher Weg nun richtig wäre und nahm einfach mal den rechten Gang. Ging zehn Meter, kehrte wieder zurück, nahm dann den linken. Ging zwanzig Meter. Wollte laut rufen, brachte keinen Ton heraus. „Jetzt bin ich wirklich untergegangen“. Er lehnte sich an die Mauer. Gegenüber beleuchtete eine Lampe ein Bild an der Wand. Peter schaute genauer hin. Da waren Menschen zu sehen, nein, keine Menschen, sah er nun, als er seine Brille herausgeholt hatte. Die hatten Flügel, vier Stück. Schwebten in der Luft, wild durcheinander und doch geordnet, schön und erschreckend, geheimnisvoll und doch klar. Fast schien es ihm, sie kämen auf ihn zu, würden ihn umfassen, hineinnehmen in ihr Tun, ein Tun nicht von dieser Welt. Es summte in seinem Kopf, wie ein Lied.

Kantorei: Cherubikon I von Paul Burkhard

Peter war ganz benommen: „Was war denn das jetzt bitte? Fange ich an zu spinnen?“ Während er meinte, das Lied zu hören, da war es ihm, als ob er geträumt hätte. Der Himmel hatte sich geöffnet. Auf einem weiten Tuch hatte er Möglichkeiten gesehen, was er alles machen könnte. Faulenzen, Bücher lesen, Mitsingen im Chor, Unkraut jäten und wandern. Menschen kennen lernen aus anderen Ländern und Kulturen, über Grenzen hinweg. Aber auch Unvorstellbares wie einen Kochkurs bei der Migros-Clubschule oder gar Tanzen mit seiner Frau. „So ein Schwachsinn“, dachte er, „nicht der Himmel soll sich öffnen, sondern der Priesterkandidat sollte lieber kommen und mich hinausführen.“ Peter ging weiter in den Gang hinein, der ein wenig nach oben zu gehen schien. „Dove vai?“ hörte er da hinter sich. „Was?“, fragte Peter erschrocken und drehte sich um. Vor ihm stand ein Mann mit einem braunen Franziskanergewand. „Ah, Deutsch. Ich haben gefragt: Wohin gehst du?“ „Wohin ich gehe? Gute Frage“ sagte Peter. „Eigentlich will ich hier raus. Und eigentlich will ich wieder rein, also rein in die Welt. Doch die steht Kopf, capisci?“ Der Mann schmunzelte und sagte: „Capsico. Ma, benissimo, wenn Welt Kopf steht, dann ist oben unten, unten ist oben. Dann wir ahnen, da ist mehr als was ist. Dann werden dicke Fische einfach an Land gespült. Capisci?“ „Schön wär es ja. Doch was ist, wenn du Beifang bist, mit den dicken Fischen einfach an Land kommst und dann nach Luft japst? Du keine Möglichkeit siehst, wieder ins Meer zu kommen, zurück auf die Welt zu kommen?“ „Zurück auf Welt, die Kopf steht, dafür du brauchen Brücken. Und die du müssen immer wieder laufen, nicht einfach eine Brücke, nein gehe, eine, zweie, dreie oder wie Rom sieben Hügel hat, dann geh halt über sieben Brücken. Aber du muss gehen und Hilfe kommt von anderen Ort.“ „Ach, ich bin nicht so fromm“, sagte da Peter. „Und nebenbei: Wenn die Welt auf dem Kopf steht, dann ist ja auch Gott unten und nicht oben. Da ist es mit der Hilfe nicht so weit her.“ „Aber genau deswegen dir Hilfe kommt. Capisci: Weil Gott unten, Gott wie ein Stein, auf den du dich verlassen kannst. Fest gebaut, nicht irgendein Luftgespinst im Himmel. Hat mit Leben zu tun, hier. Doch wir sollten jetzt schnell gehen, machen nachher hier unten zu. Du dich aber vorher erst richtig fertig machen. Dein Hemd ist nicht richtig in Hose, Schuhe sind offen, siehst verschlafen aus. Wollen doch richtig auf die Welt zurückkommen. Also, avanti, zieh dich an, und dann andiamo.“ Peter steckte das Hemd in die Hose, machte die Schuhe zu und folgte dann dem Mann. Sie gingen den Gang zurück, bogen zweimal links ab und standen vor einer Tür. „Hier du müssen klopfen“, sagte der Mann, „ich muss zurück.“ Er verabschiedete sich, und Peter blieb allein vor der Tür stehen. Dann klopfte Peter und hörte von der anderen Seite eine Stimme, die mit oberbayrischem Dialekt ängstlich fragte, wer da sei. Da rief er: „Hier ist Peter Simons aus Zürich?“ „Wer?“ hörte er von der anderen Seite und dann unverkennbar seine Frau: „Da ist ja mein Mann!“ Die Tür öffnete sich, und er stand dem Priesterkandidaten direkt gegenüber. Peter erzählte von dem Franziskanermönch, der ihn hierher geführt hätte, was der Priesteramtskandidat mit einem: „Hier gibt es keine Franziskaner“ beantwortete. Seine Frau stiess ihn mit dem Ellbogen in die Seite und fragte, was ihm eigentlich einfallte. Peter hielt sich die Seite und meinte bloss „Pssst“, weil die Führung weiterging. Später dann, nach der Führung, sass er mit seiner Frau und Maria Viappia in einer Strassen-Bar. Sie tranken Cappuccino, er ass ein Panino mit geräuchertem Thunfisch. Maria schwärmte von der Reise und klagte, was ihr Marco alles verpasst hätte. Dann wandte sie sich direkt an Peter. „Du bist doch so kritisch, Peter. Sag mal, was glaubst du jetzt, war Petrus jemals in Rom.“ „Nun, alle Wege scheinen hier hinzuführen. Vielleicht war er also hier. Zumindest gibt es hier viele Orte für Begegnungen. Geben neue Ideen. Die sind wie Brücken in etwas Neues.“ „Seit wann bist du so philosophisch?“, fragte seine Frau erstaunt. „Tja“, sagte er, „in Rom wirst du halt fromm. Wobei ja fromm bloss heisst, dass mir was wichtig geworden ist.“ „Und was ist dir wichtig geworden?“, fragte Maria. „Dass das, was ist, nicht alles ist. Wir wie Gäste immer wieder eingeladen werden und es so etwas wie Brücken gibt.“ „Was für Brücken?“, fragte seine Frau. „Brücken zu neuen Ufern. Fest in Stein gebaute Brücken, die nicht umkippen, selbst wenn die Welt Kopf steht. Die wir wagen müssen zu gehen. Mal was Neues machen. Beispielsweise könnte ich ja in einem Chor singen.“ Seine Frau erhob erstaunt die Augenbraue. „Dieses Jahr ist doch Paul-Burkhard-Jahr“, sagte er schmunzelnd, „Oder eine noch andere Brücke: Sag mal, Schatz, wollen wir tanzen?“

Kantorei: Kinonikon von Paul Burkhard

geschrieben und im Gottesdienst vom 21. August 2011 erzählt von
Andreas Köhler-Andereggen